

**Pfr. Karl Sendker**  
**Die Arbeiter im Weinberg**  
**Mt 20,1-16**

„In die Entscheidung gestellt“ unter diesem Titel wollen wir in dieser Impulsreihe Evangelientexte, hauptsächlich Gleichnisse, betrachten, die uns auch in eine Entscheidung hinein stellen. Wir lesen jetzt das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg.

„Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer, der früh am Morgen sein Haus verließ, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuwerben. Er einigte sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag und schickte sie in seinen Weinberg. Um die dritte Stunde ging er wieder auf den Markt und sah andere dastehen, die keine Arbeit hatten. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in meinen Weinberg! Ich werde euch geben, was recht ist. Und sie gingen. Um die sechste und um die neunte Stunde ging der Gutsherr wieder auf den Markt und machte es ebenso. Als er um die elfte Stunde noch einmal hinging, traf er wieder einige, die dort herumstanden. Er sagte zu ihnen: Was steht ihr hier den ganzen Tag untätig herum? Sie antworteten: Niemand hat uns angeworben. Da sagte er zu ihnen: Geht auch ihr in meinen Weinberg!

Als es nun Abend geworden war, sagte der Besitzer des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter, und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den letzten, bis hin zu den ersten. Da kamen die Männer, die er um die elfte Stunde angeworben hatte, und jeder erhielt einen Denar. Als dann die ersten an der Reihe waren, glaubten sie, mehr zu bekommen. Aber auch sie erhielten nur einen Denar. Da begannen sie, über den Gutsherrn zu murren, und sagten: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt; wir aber haben den ganzen Tag über die Last der Arbeit und die Hitze ertragen.

Da erwiderte er einem von ihnen: Mein Freund, dir geschieht kein Unrecht. Hast du nicht einen Denar mit mir vereinbart? Nimm dein Geld und geh! Ich will dem letzten ebenso viel geben wie dir. Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will? Oder bist du neidisch, weil ich (zu anderen) gütig bin?

So werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten.“ (Mt 20,1-16)

Auf den ersten Blick ist die Situation in dem Gleichnis völlig klar. Das ist eine Milchmädchenrechnung. Wenn einer eine Stunde gearbeitet hat und bekommt zehn Euro, und ein anderer hat zwölf Stunden gearbeitet, dann ist es mehr als recht und billig, dass der auch zwölfmal soviel bekommt, nämlich 120 Euro. Und wenn der Gutsherr in unserem Gleichnis denjenigen, die zwölf Stunden gearbeitet haben, genauso viel, oder besser gesagt, genauso wenig gibt wie denen, die nur eine Stunde gearbeitet haben, dann soll dieser Gutsherr froh sein, dass es damals noch keine Gewerkschaft gegeben hat. Man kann gut verstehen, dass die Arbeiter anfangen, über einen solchen Herrn zu murren. Und wenn der Gutsbesitzer dann schließlich noch sagt: „Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will?“, dann möchte man ihm zurufen: „Nein, darfst du eben nicht. Du hast als Arbeitgeber, besonders als vermögender Arbeitgeber, eine soziale Verpflichtung denen gegenüber, die du angeworben hast!“

Aber wir wollen einmal einen Augenblick bei diesem Gedanken von der sozialen Verpflichtung bleiben. Wenn wir dieses Gleichnis richtig verstehen wollen, dann müssen uns darüber im Klaren sein, dass das soziale Gefüge damals im Arbeitsbereich anders war als heute. Damals, zur Zeit Jesu war es in Israel so: Entweder gehörte man als Arbeiter zu den Haussklaven (Mit dem Sklavendasein verbinden wir heute ja etwas ganz Schlimmes. Aber so war das damals nicht. Die Haussklaven hatten damals einen gesicherten Lebensunterhalt, die gehört nämlich mit zur Familie. Die brauchen sich nicht zu sorgen, was sie morgen oder übermorgen zu essen hatten.) Also: Entweder gehörte man als Arbeiter zu den Haussklaven, oder, das war die Alternative (und das war die Regel), man war Tagelöhner. Das bedeutet aber: Wenn ein Tagelöhner sich morgens auf dem Marktplatz angestellt hatte, dann wurde er für einen Tag zur Arbeit angeworben. Das bedeutete aber letztlich eine total ungesicherte Existenz. So ein Tagelöhner weiß ja nicht, ob er morgen jemanden findet, der ihn anwirbt, der ihm Broterwerb gibt. Es ist eine ungesicherte Existenz, diese Situation des Tagelöhners.

Noch etwas muss man wissen, wenn man dieses Gleichnis verstehen will: Wenn hier davon die Rede ist, dass der Gutsherr sich mit den Arbeitern auf einen Denar einigt, dann ist ein Denar etwas anderes, als bei uns meinetwegen ein Euro. Ein Denar ist die Summe Geld, mit der damals eine Familie einen Tag lang gut über die Runden kam. Das war nicht viel, davon konnte man keine Rücklagen bilden, aber es war die Summe Geld mit der man einen Tag leben konnte.

Wenn nun in unserem Gleichnis der Gutsbesitzer allen einen Denar gibt, dann bedeutet das: Jeder, den seinem Weinberg gearbeitet hat, hat so viel bekommen, dass er für einen Tag seine Familie ernähren kann, nicht mehr und nicht weniger.

Natürlich kann man sagen: Der eine hat zwölf Stunden gearbeitet, und der andere nur eine Stunde. Und trotzdem bekommen sie alle das gleiche. Aber das ist nur halb richtig. Dieses gleiche bedeutet nämlich, dass der Herr so gut ist, dass er jedem, der gearbeitet hat, den Lohn für einen ganzen Tag, ja ich hätte fast gesagt schenkt. Letztlich steht hinter dieser Haltung des Gutsbesitzers die Erfüllung der Vaterunserbitte, die wir jeden Tag beten: Unser tägliches Brot gib uns heute. Gib uns heute das, was wir für diesen Tag nötig haben. Und genau das tut der Gutsbesitzer hier.

Wir müssen die Sache einmal von einer anderen Seite her sehen. Wenn da nachmittags um fünf Uhr noch Leute ohne Arbeit herumstehen, dann sind das ja nicht einfach Faulenzer. Können Sie sich vorstellen, was es bedeutet, wenn der gefragt wird: „Warum stehst du denn um fünf Uhr noch hier herum?“ Und der antwortet resigniert: „Es hat mir ja keiner Arbeit gegeben.“ Wir sind heute in Bezug auf Arbeitslose so schnell bei der Hand mit der Redensart: „Wer arbeiten will, der findet auch Arbeit.“ Aber so einfach ist das nicht, damals nicht und heute auch nicht. Gut, Drückeberger wird es immer geben, und hat es auch immer gegeben. Aber kannst Du Dir die Not dieses Familienvaters vorstellen, der genau weiß: Wenn ich nachmittags um fünf Uhr noch da stehe, dann hab ich normalerweise keine Chance, morgen für meine Familie etwas zu essen zu haben.

Oder das gleiche noch einmal von einer anderen Seite beleuchtet.

Wenn die sich alle morgens zwischen fünf und sechs Uhr auf dem Marktplatz gestellt haben, und dann kommt der Herr, und nimmt einen mit, und er nimmt er noch einen zweiten mit und gibt ihm Arbeit. Und er nimmt er noch einen mit. Wer dann übrig bleibt, das sind die Schwachen, denen man ansieht, dass sie nicht schufteten können, ebenso die Alten. Solche bleiben dann auf der Strecke. Ich denke, wir haben ein Gespür dafür angesichts unserer Arbeitslosigkeit heute. Wenn heute ein Familienvater mit 50 Jahren arbeitslos wird, dann kann er sich an fünf Fingern ausrechnen: In dem Alter nimmt mich keiner mehr. Und dann noch diese ungesicherte Existenz zu haben. Bei uns mit unseren sozialen Absicherungen gibt es diese unsichere Existenz ja kaum noch. Habe ich für meine Familie morgen etwas zu essen, das war die furchtbare Sorge dieser Männer. Und der Gutsbesitzer ist zu jedem Einzelnen so gut, dass er dafür sorgt, dass die Familie am nächsten Tag etwas zu essen hat.

Wir wollen die Geschichte noch einmal von einer anderen Seite her aufzäumen, von den Arbeitern her gesehen. Morgens zwischen fünf und sechs Uhr, als sie zum Marktplatz gegangen sind, da waren alle Arbeiter eins gewesen. Eins in der gemeinsamen Sorge: Ob uns heute wohl einer Arbeit gibt, ob uns heute wohl jemand anwirbt? In dieser Sorge waren sie alle eins gewesen. Und dann kommt der Gutsbesitzer und gibt dem Ersten Arbeit; der freut sich. Er gibt dem Zweiten Arbeit; und der freut sich. Und dem Dritten; und der freut sich. Kannst Du Dir die langen Gesichter der anderen vorstellen, die dann übrig bleiben? Und auf der anderen Seite: Kannst Du Dir die Freude vorstellen, wenn der Gutsbesitzer mittags noch einmal kommt und am späten Nachmittag noch einmal kommt? Das war ja gar nicht üblich. Und dann gibt dem Letzten noch Arbeit. Was ist das für eine Freude: Ich bin auch noch angeworben worden, ich bekomme wenigstens ein bisschen Lohn.

Aber als dann der Gutsbesitzer den Lohn auszahlt, da fangen die Arbeiter auf einmal an zu rechnen. Und auf einmal ist die Einmütigkeit dahin. Da geht es nicht mehr um die gemeinsame Sorge oder um die gemeinsame Freude, sondern geht es nur noch darum: Wieviel kriege ich, und wieviel bekommt der andere. Und dann kommt Neid auf, dann kommt Missgunst auf, dann kommt Murren auf, da kommt Eifersucht auf. Und das zerstört die Einmütigkeit der Menschen.

Dieses Gleichnis erinnert mich an ein anderes Gleichnis, das Jesus erzählt hat, das Gleichnis vom Verlorenen Sohn. Der hatte alles durchgebracht, und der Vater nimmt ihn herzlich wieder auf. Er freut sich und lässt ein großes Fest feiern. Und dann kommt er ältere Sohn, der immer für seinen Vater geschuftet hat, und der will sich nicht mitfreuen; er ist total verhärtet und will nicht reingehen.

Merken Sie wie auf einmal die Gemeinsamkeit, in diesem Fall unter Geschwistern, kaputt geht? In unserem Gleichnis ist es die Einheit unter den Arbeitern, die zerstört ist.

Wir haben in Deutschland ein aktuelles Beispiel dafür, wie das bei uns aussieht. Was ging 1989 für eine Freude durch unser Volk als in Berlin die Mauer fiel, als der Eiserne Vorhang Löcher bekam. Was da war das für eine Freude, was war das für ein Jubel. Was wurde da eine Einheit unter den Menschen sichtbar, wenn sie gerufen haben: „Wir sind ein Volk!“

Aber als dann die Kosten kamen, und als wir hier im Westen gefragt waren, ob wir bereit sind den Gürtel enger zu schnallen, die wir vierzig Jahre Zeit gehabt hatten, unsere Wohlstandsgesellschaft aufzubauen, da fingen wir auf einmal an zu rechnen. Und dann ging diese Freude, die Einheit, die uns 1989 beseelt hat, den Bach runter. Wenn dann die Diskussionen kamen um einen Sparhaushalt. Jeder hat gesagt: „Ja, es muss gespart werden, damit die deutsche Einheit finanziert kann.“ Aber dann bestand fast jeder darauf, dass beim anderen gespart werden muss, nicht bei mir.

Was kommt da für eine Zwietracht unter den Menschen auf, wo die Menschen anfangen zu rechnen, wo sie nicht mehr großzügig sein können, wo sie nicht mehr gut sein können, wie dieser Gutsbesitzer im Gleichnis. Da werden solche Menschen vielleicht reich werden, vielleicht werden sie einen ganz hohen Posten in der Wirtschaft bekommen, aber die Freude, die Wärme in der menschlichen Gesellschaft, die Herzlichkeit, das Miteinander, alles das bleibt auf der Strecke.

Wenn wir das Ganze noch einmal positiv wenden: Ich hab mich oft gefragt: Wie ist das eigentlich damals zur Zeit der ersten Christen zustande gekommen, dass die ersten Christen in einer Generation den ganzen Mittelmeerraum für Christus gewonnen haben ohne moderne Medien, ohne Nachrichtentechnik ohne Autos oder Flugzeuge? Das lag nicht zuletzt daran, dass sie die Haltung der Großherzigkeit hatten, wo keiner gerechnet hat und gesagt hat: Das ist meins und das ist deins; und du bleibst mir weg von meinem Portmonee. Nein sie hatten alles gemeinsam; es gab keinen Notleidenden unter ihnen, weil sie bereit waren zu teilen.

Am Ende dieses Gleichnisses ist es ganz eigenartig: Der Gutsbesitzer ist zwar selber hingegangen zum Marktplatz und hat die Leute angeworben. Aber den Lohn zahlt ihnen nicht selber aus, das überlässt er seinem Verwalter.

Mit diesem Gutsbesitzer im Gleichnis ist ja Gott gemeint. Könnte es sein, dass wir die Verwalter sind, denen Gott aufträgt, den Lohn auszuzahlen an die Menschen heute? Und dann ist die Frage: Zahlen wir den Lohn, indem wir berechnend sind, oder zahlen wir den Lohn aus entsprechend dem gütigen Herzen Gottes?